

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach Sulitsch lief das Gerücht einen Tag länger. Der alte Abraham erfuhr es am Nachmittage vorher, als er in Altzorge sein Pferdchen tränkte. Sofort drehte er um und kam noch vor Sonnenuntergang nach Brizlawe.

Als er über den Hof schrägte, lief er August Knorred in die Hände.

„Wie steht's mit dem Baron?“ rief er atemlos.

„Besser!“ sprach der Inspektor und vertreibt ihm den Weg zum Herrenhaus.

„Wird er sterben?“

August Knorred schüttelte den Kopf.

„Nu, da ist alles gut!“ meinte der alte Abraham befriedigt. „Und Sie sind auch wieder da! Wie ist's mit dem künstlichen Dänger.“

„Zwei Waggons wie voriges Jahr!“

„Schön, werd's besorgen!“

Gleich darauf klapperte er wieder zum Dorf hinaus. Diesmal aber hatte er es eilig. Auf der Chaussee ließ er sein Pferdchen sogar galoppieren. Als er in Sulitsch über den Marktplatz lenkte, hielt ihn ein Polizist an, weil die Wagenlaterne nicht brannte.

„Nu, was wollen Sie!“ lachte der alte Abraham. „Es ist doch noch hell, und ich bin doch schon zu Hause.“

Fünf Minuten später stürzte er zu Bartenstein und Levijohn ins Kontor.

„Wissen Sie schon!“ rief er atemlos. „Der Brizlawer Baron! Sie haben auf ihn geschossen. Er hat eine Kugel in der Brust.“

Der dicke Bartenstein sank in den Stuhl und gab einen glucksenden Ton von sich. Der schlante Levijohn mußte sich am Schreibtisch festhalten, so zitterten ihm die Knie.

„Ist er tot?“ stotterte er, kreidebleich vor Schreck.

„Noch nicht!“ jammerte der alte Abraham. „Aber wenn er stirbt, dann können Sie sich das Geld in den Rauchsang schreiben. Ich biete fünfzig Prozent!“

„Wir danken!“ sagte der dicke Bartenstein und rappelte sich wieder auf. „Wenn Sie uns fünfzig Prozent bieten, wird's wohl nicht so schlimm sein.“

Am nächsten Morgen fuhren sie nach Brizlawe, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, was an dem Gerücht Wahres war. August Knorred fing sie vor dem Herrenhause ab und ließ sie nicht zum Baron. Das war ein böses Zeichen! Sie setzten sich ins Kreischam und lauerten auf den Doktor. Und sie fingen ihn ab, als er gerade in die Kutsche steigen wollte, um nach Hause zu fahren, und ließen sich von ihm beruhigen.

Fritz von Winkelbergs Wunde begann sich zu schließen. Doktor Bielschowsky war mit dem Heilunasmorgang zu-

frieden. Nur die Schnelligkeit ließ zu wünschen übrig. Komplikationen blieben aus, jedoch das Herz wollte sich nicht zu seinem alten Zustand zurückfinden. Der Baron war ein sehr geduldiger Kranker. Für die nötige Ruhe sorgte August Knorred, der auf dem Gute die alte kraffe Jucht wieder eingeführt hatte, die Pflege leitete Frau Knorred mit Umsicht und Sicherheit, und für die Unterhaltung sorgte Cäcilie und Moriz Gassel, die abwechselnd vorlasen. Cäcilie zog die Märchenbücher vor, Moriz Gassel war weniger wählerisch, nahm Bücher aus allen Wissensgebieten, nur die Pädagogik ließ er aus.

Unterdessen begann die Rübenenernte. Schwerebepackte Wagen schwankten und knarnten über die Felter, ratterten durch das Dorf, die Straße nach Zdurotschin zu. Doch der gerade Weg war für diese Fuhrn nicht brauchbar, weil die Brücken zu schwach waren. Sie mußten den Umweg über Bodraschke machen, der zum größten Teil chauffiert war. Nur das Lehmstück im Walde war noch nicht geregelt. Und hier blieb auch nach einem tüchtigen Regentage ein Wagen stecken. Er mußte entladen werden, um aus dem Loche herauszukommen.

Jetzt riß dem Inspektor die Geduld, und er beantragte bei Franz Wiegelt die Einberufung einer Gemeindeversammlung. Und in dieser Versammlung hielt August Knorred eine Rede, die ebenso kurz wie kräftig war. Er wusch den eigensinnigen Bauern so derb die Köpfe, daß sie nicht zu mühen wagten. Aber von der Meinung, daß der Baron die Fuhrn stellen müßte, ließen sie vorerst nicht. Da mußte größeres Geschick herankommen.

„Wie ihr wollt!“ rief August Knorred und griff zur Mähe. „Wenn ihr morgen früh nicht anfängt zu fahren, dann bauen wir durch den Wald einen Privatweg. Und dann könnt ihr euch eure Lehmstraße allein stiften!“

Damit ging er hinaus. Die Bauern steckten die Köpfe zusammen, hörten mit einem Ohr auf Moriz Gassel, der zum Frieden riet, und überstimmten endlich die Opposition, die diesmal ohne Führer war, weil Christian Keuschel noch immer das Bett hüten mußte.

Am nächsten Morgen fuhr Franz Wiegelt die ersten fünf Fuhrer Steine heran. Zehn Fuhrer ließ August Knorred am Mittag daneben werfen. Die andern Bauern ließen auch nicht länger auf sich warten. Und endlich kamen die Steinklopper.

„Derr Baron!“ meldete August Knorred eines Morgens. „Jetzt fahren sie Steine.“

Fritz von Winkelberg hob die bleiche, abgezehrte Hand von der Bettdecke und dankte mit einem schwachen Druck. Beide dachten an Hedwig, ein jeder auf seine Weise, aber keiner sprach ein Wort.

Frau Knorred dagegen war nicht so hart. Mit jedem Tage trieb ihre Hoffnung schönere Blüten. Sie ermahnte Hedwig, noch fleißiger zu schreiben, und brachte dem Baron jeden dieser Briefe, auch die alten, die sie nach Zdurotschin geschrieben hatte. Und der Baron bewahrte diese Blätter wie einen köstlichen Schatz und gab sie nicht wieder her. August

Anorred wußte nichts von dem heimlichen Bündnis, das hinter seinem Rücken geschmiedet wurde, um seinen tyrannischen Eigensinn zu brechen. Als der Baron zum erstenmal aufstehen durfte, war sogar der Schlachtplan schon geschmiedet. Frits von Winkelberg wollte, sobald er völlig genesen war, die Reise nach Halle machen und Hedwig ohne Wissen des Vaters heimholen.

Dann kamen Frau Anorred doch Gewissensbisse und sie teilte es Hugo mit, um auch in Halle einen Bundesgenossen zu haben. Der empfing den Brief eines Morgens, als er gerade ins Kolleg gehen wollte. Ohne ein Wort reichte er ihn Hedwig. Die las und ließ die Hände ratlos in den Schoß sinken.

„Was soll ich tun?“ fragte sie endlich und atmete schwer.

„Eigentlich könntest du jetzt nach Hause reisen,“ meinte er zögernd. „Vater ist rehabilitiert. Ob es ihm aber recht sein wird?“

„Soll ich?“ rief sie mutig und sprang auf.

„Ich rate dir nicht zu!“ sprach er, nachdem er alle Möglichkeiten erwogen hatte. „Jedenfalls brauchst du die Sache nicht übers Knie zu brechen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist Vater jetzt nachgiebiger als vorher. Es scheint sich da etwas vorzubereiten. Dein Dazwischenkommen könnte die Lage leicht verschlimmern. Solange der Baron nicht reisen kann, bleibst du am besten hier. Macht er Ernst, so mußt du heim, ehe er kommt. Dann man Vater entscheiden.“

„Ich werde warten!“ erwiderte sie, faltete das Schreiben zusammen und geleitete ihn bis zur Tür.

XXVI.

Als der Herbststurm die letzten welken Lindenblätter von den Zweigen riß und ins Dorf hinunter warf, hatte sich Frits von Winkelbergs Wunde geschlossen. Unter Doktor Bielschowskys Leitung durfte er zum erstenmal in den Lehnstuhl übersiedeln. Doch das bekam ihm schlecht. Am nächsten Tage fand ihn der Arzt wieder im Bett. Er behorchte ihn genau und gebuldete sich noch ein paar Tage.

„Stehen Sie auf!“ befahl er dann, beinahe ärgerlich. „Sie können doch nicht Ihr ganzes Leben im Bett zubringen!“

„Ich kann nicht!“ lächelte Frits von Winkelberg. „Sobald ich sitze, habe ich Schwindelanfälle.“

„Das gibt sich!“ meinte der Doktor gleichgültig. „Es fehlt Ihnen nur an der nötigen Energie!“

„Beschreiben Sie mir welche!“

„Versuchen Sie's nur. Jetzt, wo ich Sie so schön zusammengesetzt habe, müssen Sie mich nicht im Stiche lassen!“

„An mir soll's nicht liegen!“ lächelte der Baron schmerzhaft und kam mit dem Oberkörper mühsam hoch. „Ich möchte schon morgen eine kleine Reise machen.“

„Damit warten Sie nur bis zum nächsten Frühjahr!“ lachte der Arzt und unterstützte ihn, wobei er ihm unter die Arme faßte. „Haut und Knochen, die schöne Speckschicht ist weg. Dafür können Sie sich beim Windmüller bedanken!“

„Dieser Kerl!“ stöhnte Frits von Winkelberg. „Hat mich schon zugerichtet. Ist aber ein Schütze, der sich sehen lassen kann. Wie geht's ihm übrigens?“

„Kann Weihnachtsen wieder tanzen gehn.“

„Ganz kuriert?“

„Auch vom Wildern, hoff ich!“ lachte der Doktor. „Ein zweites Mal legt der sich nicht mehr unter mein Messer.“

„Ich auch nicht!“ sprach der Baron und streckte den rechten Fuß aus dem Bett heraus.

„Halt!“ kommandierte Doktor Bielschowsky erschreckt und griff nach dem Fuße. „Seit wann ist der geschwollen?“

Frits von Winkelberg war in die Kissen zurückgesunken und schüttelte leise den Kopf. Auf alle Fragen, mit denen ihn jetzt der Arzt überschüttete, hatte er nur diese Antwort.

„Haben Sie in den letzten Tagen irgend eine Aufregung gehabt?“

„Nicht die Spur. Über das Gegenteil davon.“

Dann zog Doktor Bielschowsky das Hörrohr und untersuchte wieder das kranke Herz. Bald vom Rücken, bald von der Brust aus besaßte er das Arbeiten der Herzklappen. Dabei hielt er die Augen geschlossen und sprach kein Wort. Eine halbe Stunde dauerte das. Dann richtete er sich auf. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel.

„Was ist's?“ fragte der Baron nach einer Weile.

„Das Winkelbergische Herz!“ erwiderte der Arzt und setzte sich auf den Bettrand. „Es ist von der Operation nicht

stärker geworden. Wenn ich Ihnen diesen verdammten Muskel herauszuschneiden könnte!“

„Ich danke Ihnen für die freundliche Absicht!“

„Scherz beiseite! Sie haben ein miserables Herz. Wir müssen es etwas auf die Beine bringen. Ich werde Ihnen keine Medizin schicken. Alle zwei Stunden drei Tropfen. Au! Aufstehn ist noch nicht zu denken.“

Dann kam auch Frau Anorred mit den Kindern herein. Cäcilie setzte sich sitzsam ans Bett und streichelte dem Vater die schmale Hand. Der kleine Günther hielt nicht lange Ruhe.

„Der Junge muß raus!“ befahl Doktor Bielschowsky. „Er darf nicht eher wieder herein, bis ich's erlaube.“

Frau Anorred entfernte ihn schleunigst, Doktor Bielschowsky verabschiedete sich, und Frits von Winkelberg blieb mit Cäcilie allein. Sie schlug das alte Märchenbuch auf, das sie immer mit sich herumgeschleppte, und begann zu lesen.

„Es war einmal ein König und eine Königin.“

Frits von Winkelberg schloß die Augen und horchte auf den matten, unregelmäßigen Schlag seines Herzens.

Unterdessen hatte Doktor Bielschowsky den Inspektor gesucht. Er trieb ihn endlich in der Futterkammer auf.

„Herr Anorred,“ sagte er und gab sich Mühe, seine Nervosität zu unterdrücken, „die Krankheit des Barons hat sich verschlimmert. Sie werden dafür sorgen, daß ihm jede Aufregung fern gehalten wird. Vor allen Dingen kein Ärger! Bleiben Sie ihm mit allen Wirtschaftsjorgen vom Halbe. Er muß in einem Zustand absoluter Ruhe bleiben. Unangenehme Sachen dürfen Sie ihm natürlich mitteilen. Es scheint mir, als leide er unter einer Depression des Gemüts. Er bestreitet es zwar, aber ich bin überzeugt davon. Wissen Sie vielleicht etwas darüber?“

August Anorred hob hilflos die Schultern.

„Versuchen Sie, es zu ergründen,“ fuhr der Doktor fort. „Sie sind sein Vertrauter. Aber gehen Sie mit der nötigen Vorsicht zu Werke! Wir müssen dann versuchen, die Ursachen fortzuschaffen.“

„Ist es denn so schlimm?“ preßte sich der Inspektor aus der Kehle.

„Noch schlimmer!“ erwiderte der Doktor. „Mit diesem Herzen wird er nicht alt. Ich müßte mich sonst täuschen.“

Oder es müßte ein Wunder geschehen!“

„Ein Wunder!“ wiederholte August Anorred tonlos und begleitete den Arzt zur Kutsche.

„Leben Sie wohl!“ sagte der Arzt, den Fuß schon auf dem Wagenschlag. „Und schicken Sie bald jemand, der die Medizin holt.“

August Anorred nickte und reichte ihm die Hand. Der Doktor beschaute sich die vernarbte Handfläche und machte ein strenges Gesicht.

„Sie haben den Verband zu zeitig entfernt!“ fuhr er ihn an.

„Ich muß doch zugreifen!“ meinte der Inspektor kleinlaut.

„Wozu haben Sie Ihre Leute! Ich werd Ihnen sonst in acht Tagen die Hand abschneiden müssen.“

Die Kutsche rollte durch das Gutstor, und August Anorred ging in tiefe Gedanken versunken über den Hof. An der Ecke des Maschinenschuppens traf er mit Thomas Hauschild zusammen.

„Es muß einer in die Apotheke!“

„Ich reite!“ rief der Gehilfe und sprengte eine halbe Stunde später der Doktorkutsche nach.

(Fortsetzung folgt.)

Vollstümliche Erntepoesie.

Von Franz Pflüger.

Erntezeit! Eine schwere Zeit für den Landmann und doch eine heilige, frohe und festliche Zeit. Bielsch wurde früher und teilweise auch wohl heute noch die Ernte eingeläutet, und ehe man mit einem „Walt Gott, daß es wohl ausgebe!“ hinauszog, versammelte man sich in der Kirche, nachdem Sensen, Sichel und Mechen vor ihr niedergelegt waren, zu einem Bittgottesdienst. Allgemein hatte man gute, womöglich neue Kleider und reine Wäsche angetan, ja hier und da war sogar eine besondere Erntetracht üblich. Im Hannover schmückten z. B. die Knechte ihren Hut mit bunten Bändern und Blumensträußen, die Mägde trugen die noch heute weithin in Deutschland zur Erntetracht gehörige weiße Leinwand schürze und einen Brustlatz. Im Westfälischen arbeiten stellenweise die Knechte noch immer in weißleinenen Beinleidern, Hosen und Strümpfen, roter Weste und einem aufgezupften Filzhut, die

Mädchen in kurzen, roten Röcken, schwarzem Mieder, weißen Strümpfen und einer Haube; Sense und Rechen zieht ein rotes Band.

Die ersten Halme wurden von einem Kinde unter fünf Jahren geschnitten, das erste Strohseil von einem solchen unter sieben Jahren gewunden; die Hand der Unschuld mußte zuerst die Gottesgabe berühren, damit sie reichen Segen gebe. Auf Desel schneidet der Wirt die ersten Lehren und legt sie dem Vieh in die Krippe, auf Mon aber beginnt die Wirtin oder eine ältere Frau mit der Mäht und spricht:

„Klink, klink, du lieber Ackerstreifen,
Flieg, flieg, du Ackergewächsen,
Zum schnellen Ende, zum Raine hin,
Quill auf zum großen Haufen,
Spare dich zum Kornschuber;
Obgleich jetzt noch weit ausgebreitet,
Wirst du bald geringer werden.“

So anstrengend die Erntearbeit ist, die Schnitter verlieren nicht die Freude an allerlei Scherzen und Neckereien. Wie Kück und Sohrehn in ihren „Festen und Spielen des deutschen Landvolkes“ mitteilen, bringen in der Schweiz die Schnitter ihren beim Mähen zurückbleibenden Genossen gern in Verlegenheit, indem sie ihn überholen und schließlich auf einem abgeordneten Getreidestückchen, dem Fulacher (Faulader), zurückzulassen. Er muß die anderen freihalten, und allerhand Spott wird während der Erntezeit mit ihm getrieben. Wenn im Braunschweigischen ein Mäher Palme stehen läßt, so necken ihn die andern mit den Worten: „Se raupet bit!“ (sie rufen dich). In Mecklenburg aber heißt ein schlechter Mäher ein „Roggenstäker“ (Froschstecher) oder „Steinlöser“.

Weit verbreitet ist der Brauch des Bindens oder Schnürens. Kommt während des Mähens der Besitzer des Feldes, einer der Seinen oder ein Fremder aufs Feld, so wird dem Betreffenden ein buntes Band oder ein Kornseil um den Arm gewunden oder er wird wohl gar in eine Garbe eingewickelt. Meist wird dazu ein allüberlieferter Spruch gesagt, er lautet z. B. in Nordthüringen nach Reichardt (die deutschen Feste in Sitte und Brauch):

„Als ich heute früh erwachte,
Hörte ich ein Mädchen läuten,
Dacht ich da bei mir im Stillen:
Was hat dieses zu bedeuten?
Dachte lange mit Verlangen,
Dacht's im Guten, nicht im Bösen:
Sicher kommt der Herr gegangen
Und will heut bei uns sich lösen.
It's nicht mit 'nem Fräuchen,
So doch mit 'nem Gläschen!“

Dann tritt die älteste der Schnitterinnen vor, kniist stierlich und spricht:

„Alle Herrn, die das Erntefeld betreten,
Müssen mit einem Kranze beehrt werden,
Schenken sie uns ein
Ein Gläschen Bier oder Wein,
Die Ernteleute wollen damit zufrieden sein.“

Damit bindet sie dem Angeredeten kleine Lehrenkränze, welche mit farbigem Band durchzogen sind, um den Arm, und die übrigen Schnitter bringen ein Hoch auf ihren Arbeitgeber aus. Dieser entspricht ihren Wünschen durch Spendung einer Erfrischung.

In Sachsen hofft man auf ein kleines Geldgeheim, man spricht:

„Mein Herr, ich komme zu Gunsten und Ehren,
Sie werden's mir nicht verwehren.
Unsere Aien habens früher auch so gehalten,
Sie schnürten Kaiser, König und Fürsten,
Wir Leute müssen sehr dürsten;
Wollen sie so gütig sein,
So legen sie's auf diesen Stein
Oder geben sie mir's in die Hand hinein.“

Besondere Festlichkeiten und Neckereien knüpfen sich auch an die Beendigung der Ernte. Wer den letzten Schnitt macht, wird ausgelacht und muß auf dem letzten Wagen nach Hause fahren; auf dem Hofe angekommen, wird er mit Wasser begossen. Eine wichtige Rolle spielt die letzte Garbe. Im Lippschen stellen sich die Arbeiter nach Beendigung der Mäht hin und schlagen mit den Wehsteinen gegen die Sense. Darauf trinken sie Milch und Bier, gießen die Reigen zur Erde, nehmen die Hüte ab und singen, indem sie die letzte Garbe umtanzen:

„Woold, Woold, Woold!
Hawenbüne weit wat schüht,
Jumm bei dal vom Häven süht.
Bulle Krufen un Sängen hätt hei,
Uv en holte wäst mannigersej —
Bei ih nig barn und wärt nig old.
Woold, Woold, Woold!“
„Wotan, Wotan, Wotan!
Himmelsrieße weiß was geschieht,
Immer vom Himmel er niederfieht.
Dolle Krüge und Garben hat er,
Auf dem Holze wächst mancherlei —
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wotan, Wotan, Wotan!“

Die Mecklenburger ließen früher allgemein — teilweise tun sie es noch heute — die letzten Lehren auf dem Felde stehen und sprachen:

„Ho Wode, ho Wode, du goder,
Dale dinem Kofse zu doder,
Dale en Disteln und Dorn,
Thom andern Jahr bater Korn.“

Bei Hannover wurde die letzte Garbe mit dem jubelnden Rufe „De Aule, de Aule“ begrüßt, und in der Osnabrücker Gegend kniete man vor ihr nieder und küßte den Alten, ein Brauch, den schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1249 bezeugt wird. Nach dieser mußten die Bewohner einiger preussischer Landschaften dem päpstlichen Legaten Jakob von Vättich geloben, nicht ferner dem Gözenbilde, der Alte genannt, zu opfern, das sie alle Jahre nach eingebrachter Ernte zu bilden und als einen Gott anzubeten pflegten. In Niederbayern nennt man den stehengebliebenen Rest der Lehren Oßwalde (wohl entstanden aus Oßinswala = Oßins-Auswahl), schmückt ihn mit Bändern und Blumen, legt zuweilen noch ein Stück Brot darunter, betet zu Gott oder der hl. Dreieinigkei und umtanzt die Figur. Auch in Tirol kennt man den Oßwald. Er war dort ein König, der vertrieben wurde und nach dem Ostlande flüchtete. Er hatte stets einen Raben bei sich und galt für einen gewaltigen Wettermacher. Beides Jüge, die an Woban-Oßin erinnern.

In Pommern wird nach Schluß der Ernte „der Alte“ mit Hofe, Weste, Rod und Hut bekleidet, die Mädchen halten ein Wettrennen nach ihm ab — die Siegerin ist beim Erntefeste die erste Tänzerin — und schließlich wird die Garbe der Gutsherrschaft überbracht. Auch dabei wird ein Spruch aufgesagt, etwa der folgende:

„Die Garben haben wir gebunden,
Den Alten haben wir gefunden,
Nun kommen wir angeschritten,
Den Alten in der Mitten.
Wir stellen ihn an der Tenne Wand,
Schön geschmückt mit einem Band;
Da soll er dreschen und knüppeln,
Dah ihm der Kopf wird schütteln.
Wir haben jetzt gebracht dem Herrn den Alten herein,
Der Herr soll sich darüber freun;
Auch wir Mäher wollen lustig sein,
Der Herr gibt uns auch eine Ranne Branntwein.“

Häufiger als den Brauch, einen „Alten“ zu binden, finden wir aber den aus Lehren, Blumen und bunten Bändern gewundenen Erntekranz. In frühlichem Juge geht es am Erntefeste auf den Gutshof, hier tritt der Hofmeister, der Vormäher oder auch eine Schnitterin vor und spricht:

„Hier bringen wir dem Herrn den Erntekranz,
Dafür gibt's eine gebratne Gans;
Und ist es keine gebratne Gans,
So ist's ein fetter Hammelschwanz;
Und ist's kein fetter Hammelschwanz,
So ist's ein Welchen Bier und Wein,
Dazu wollen wir recht lustig sein.
Hier bringen wir dem Herrn das Roggenbund,
Der liebe Gott halte unsern Herrn gesund;
Hier bringen wir dem Herrn das Weizenbund,
Der liebe Gott halte unsre Madame gesund;
Hier bringen wir dem Herrn das Gerstenbund,
Der liebe Gott halte unsre Fräulein gesund;
Hier bringen wir dem Herrn das Haferbund,
Der liebe Gott halte unsre jungen Herrn gesund;
Hier bringen wir dem Herrn das Erbsenbund,
Der liebe Gott halte das ganze Gefinde gesund.
So viel Wissen, so viel Rippen, so viel Lehren
Wünschen wir unserm Herrn in seine Kisten, Kasten und Ladent,
Und habe ich meine Rede recht gesprochen,
So geben sie mir das Fleisch, meinen Kameraden die Knochen.“
So lautet die Erntekranzpredigt im Anhaltischen; verbreiteter ist der folgende Spruch:

„Guten Tag Herrschaften insgemein,
Ich bitt, nun ein Weilschen mal stille zu sein
Und meinen Worten hören zu,
Die ich weiter reden tu.
Wir haben gemacht den Erntekranz,
Der ist nicht halb, sondern der ist ganz.
Er ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinem gewachsenen Korn.
So manches Ihr (Lehre),
So manches Jahr,
So manche Rippe,
So manche tausend Taler in des Herrn Geldkiste!
Ich will nun wünschen, daß die Pferde gut geh'n
Und die Schwein' gut gedeih'n
Und die Kinder reich frei'n.
Eins hab ich noch vergessen,
Was wir heut abend essen,
Gebratene Fische und Forellen,
Dazu kommen Jungfern und Junggezeiten,
Und dazu 'ne Pfeife Tabak,

Dann haben die Mannsleute auch etwas. Und von der Herrschaft bitten wir Bier und Wein. Und dabei woll'n wir recht lustig sein. Spielt auf, Musikanten!

Der Erntefranz wird über den Haustür, am Viebel oder auch im Hausflur angebracht, wo er bis zur nächsten Ernte hängen bleibt, und nun folgt die Feier des Erntefestes, bei welcher Essen und Trinken und Tanzen die wichtigste Rolle spielen.

Vermischtes.

* Das städtische Probobaden am Sankt Jakobstag. Nach den Vorkehrungen, die jetzt im Deutschen Reich von neuem getroffen wurden, um den Brotbedarf der Bevölkerung auch für die kommende Zeit zu sichern, ist es von Interesse, zu erfahren, wie das alte Augsburg dafür sorgte, daß die Bevölkerung bei der Brotversorgung nicht überfordert werde. Der Rat der Stadt veranstaltete dort jährlich ein Probobaden, bei dem festgelegt wurde, zu welchen Preisen das ganze kommende Jahr über Brotwaren verkauft werden dürften. Dieses Probobaden mit der daran anschließenden Preisfestsetzung war im alten Augsburg zu einer gesetzlichen Einrichtung geworden, und im Stadtrecht vom Jahre 1276 war sogar der Tag des Probobadens genau vorgeschrieben. Es mußte stets am Sankt Jakobstag, d. h. am 25. Juli, vorgenommen werden. Im Augsburger Stadtrecht aus dem genannten Jahre hieß es darüber: „Wenn Sankt Jakobstag kommt und man neues Getreide haben kann, so soll man mit demselben Probobrot backen und sollen dabei sein zwei Bürger und zwei Bäcker. Und soll man kaufen einen halben Scheffel Donauer (Weizen aus der Donaugegend) und einen halben Scheffel Straßern (anderen Weizen); einen halben Scheffel Roggen vom besten und einen halben von geringeren Wert. Und was die vier schätzen, die dabei sind und es bearbeiten, das soll der Stadtrichter gelten lassen. Und in welchem Preise das Korn ist zu den Zeiten, so man es verbäckt, danach sollen die Bäcker backen und soll man danach bis wieder zu Sankt Jakobstag mit dem Brot auf- und abschlagen nach rechter Rechnung.“ Bäcker, die höhere Preise forderten, wurden mit Geld- und Leibesstrafen belegt, ja, sie konnten sogar aus der Stadt verwiesen werden.

* Das Toiletten-Budget der Pariserin im Kriege. Unter dem Titel „Wie lebe ich ohne Vermögen?“ veröffentlicht eine Dame der Pariser Gesellschaft ein Buch, das allen Frauen als Wegweiser dienen soll, deren Geldverhältnisse unter dem Kriege gelitten haben. Die Verfasserin, die sich geheimnisvoll „Nada“ nennt, erörtert alle Einzelheiten des Haushaltes — Dienbotenfrage, tägliche Einkäufe, Küche, Wäsche, Beleuchtung, Heizung usw. — und äußert sich dann über die den Damen aller Länder so sehr am Herzen liegende Toilettenfrage: „Im Frühjahr lasse ich mir bei einem erstklassigen Schneider ein Kostüm für 300 Frs. machen. Dieses Kostüm, je nach Bedarf mit Röcken aus feinem Leinen oder Seide getragen, ist für Rennen, Besuche usw. bestimmt. Im Herbst lasse ich dieses Kostüm von einem kleinen billigen Schneider abgeben und erhalte so ein zweites Kostüm aus dunklem Wolstoff zum Preise von 100 Frs. Mit Hinzufügung eines Kragens und kleiner Pelzverdrämmungen, wie jede Frau sie besitzt, kommt man damit während des ganzen Winters aus. Ein moderner Sommerhut und ein Winterhut aus Seide kosten zusammen 100 Frs., selbst wenn man sie in einem erstklassigen Hause kauft. Bisher also wurde die Summe von 500 Frs. erreicht, und damit ist die eigentliche Toilette gesichert. Handschuhe, Strümpfe, Schuhe und Kleider für ein Jahr kosten 100 Frs. Macht zusammen 600 Frs. — also 60 Frs. (40 Mk.) monatlich.“ Und damit, meint „Nada“, müßte ein liebender Gatte sich wohl einverstanden erklären. . .

* Die Jagd aus dem Flugzeug. Die Jagd aus dem Flugzeug ist der modernste Sport, der in den Vereinigten Staaten, und besonders in deren Westen, in jüngster Zeit Anhänger gefunden hat. Den ersten Versuch damit soll der bekannte verlorbene französische Flieger Hubert Latham gemacht haben. Er stieg vor dem Bolso Chico Klub zu Los Angeles zur Luftjagd auf, lenkte sein Flugzeug in eine Gegend, das reich an wildem Geflügel war, und schoß durch die Schwärme der Vögel mit so großer Geschwindigkeit dahin, daß die Tiere in höchste Angst gerieten. Bei den dichten Schwärmen, die er durchfuhr, konnte er mit seinem Doppelläufen mehrere erfolgreiche Schüsse erzielen. In ihrem Schrecken stoh ein Teil der Wasservögel bis hinaus auf die offene See, wohin ihnen Latham mehrere Kilometer weit folgte. Das war nun nur ein erster Versuch — oder vielleicht besser gesagt: eine Demonstration der Flugjagd. Inzwischen ist die Sache weiter ausgebildet worden. So haben kürzlich drei Personen unter Führung des kalifornischen Fliegers Glenn L. Martin einen Jagdausflug zur Luft unternommen. Martin führte das Flugzeug, während ein anderer, an dem Unternehmen teilnehmender Sportsmann, die Flinte übernahm. Zunächst hatte man den Vorteil, daß man das Ziel, zu dessen Erreichung man sonst einen Mitt von einer guten Stunde gebraucht hätte, schon in zwanzig Minuten erreichte. Es war ein

wildreiches Taf, wo die Jäger denn auch bald zwei Steppenwölfe bemerkten, die gerade über einer Beute her waren. Das Flugzeug ging nunmehr aus großer Höhe im Gleitfluge auf wenige hundert Meter nieder. Zuerst warf man dem einen Wolfe eine Kugel an den Kopf — das Tier blieb wie versteinert stehen, wagte sich nicht zu rühren und konnte offenbar nicht enträtseln, woher die Kugel gekommen war. Als der erste Schuß den einen der beiden Wölfe erledigt hatte, verharnte der andere noch immer fassungslos an demselben Plage; wahrscheinlich wußte er sich vor allem aus dem Grunde nicht zu helfen, weil ihn in diesem Falle der Geruchssinn völlig im Stich ließ. Andere Flieger haben, mit, wie es meist, gutem Erfolge Jagden auf Wildtauben veranstaltet und überhaupt scheinen die kalifornischen Fliegervereine den neuen Sport sehr zu begünstigen. Er verlangt große Sicherheit im Schuß auf weite Entfernung. Gute Ergebnisse verrichtet man sich von der Jagd aus dem Flugzeuge im Kampfe gegen Raubtiere. Die Erlegung von Löwen, Tigern usw. konnte vom Flugzeuge aus mit erheblicher größerer Gefährlichkeit durchgeführt werden, als bei den bisherigen Jagdarten. Nur gilt es auch hier, daß die Nürnberger keinen denken, sie hätten ihn denn — erst muß man Löwen und Tiger aus ihren Verstecken im Dschungel herauslocken, ehe man vom Flugzeuge aus zum Schuß auf sie kommen kann.

Väertijh.

— Kunstwart. Zweites Jahrest. (Kriegsausgabe zum halben Preis. 2,25 Mark vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwen, München.) Größere Beiträge: Ferdinand Avenarius, Parlamentäre der Unbewaffneten? In Romain Kofland, Auszug von Wölfen, Die Doffnung des baltischen Deutchtums, Julius Dasthagen, Bücher über Frankreich. Leopold Schmidt und Franz Güntler, Modern und unmodern? Eine Aussprache über die Zukunft unserer Kunst. Die Rumbschau enthält u. a.: Ullmann, Sommerferienwende 1917. Schmidt, Rinniter und Wohltätigkeit. Wiedeck, Müssen Gradmäler proper sein? Stapel, Eicherbetten für unsere Zukunft. Avenarius, Bom chneifsch unmauertem Deutschland. Mantchniga, Südwärts. Ferner: Wie man aus dem Kriege Geld macht. Hausareuel oder Wertarbeit für die Gefangenenlager u. i. w. Bilderbeilagen: Gebetsblätter für Gefallene von Robert Budzinski und Bruno Melefeldt. Notenbeilagen: Zwei Kompositionen des Zuckermann'schen Meiterliedes von Karl Kühn und Paul Ratorp.

— Die Dardanellen. Je mehr die Meereengen in den Mittelpunkt des gegenwärtigen Interesses gerückt sind, um so lebhafter ist auch der Wunsch geworden, Näheres über diesen Teil des Weltkriegschauplatzes zu erfahren. Da kommt ein neues Buch gelegen, das loben unter dem Titel: „Die Dardanellen. Von G. H. Erdmann“ als neuester Band von Velt hagen & Rasling, Volksbüchern erschienen ist. Der Verfasser gibt zunächst einen Ueberblick über die Geschichte der Dardanellen von den Tagen des Altertums bis zum Beginn des Weltkrieges 1914/15, um im zweiten Teile seiner Arbeit die gegenwärtigen Kämpfe, in deren Mittelpunkt die denkwürdige Schlacht vom 18. März steht, eingehend zu schildern. Ein reiches Bildermaterial sowie eine Spezialkarte der Dardanellen und des Bosporus unterstützen die Darstellungen des interessanten Buches, das allen, die die Ereignisse auf diesem Kriegsschauplatze genauer verfolgen wollen, sehr nützliche Dienste leisten wird.

Skat-Aufgabe.

Nachdem Vorhand bis Vique-Solo gereizt worden und den (übrigens auch vertierbaren) Grand übersehen hatte, spielt sie Treff-Solo auf folgende Karten:



Das Spiel wird durch unvorsichtiges Einstecken verloren, obwohl die Trümple nicht in einer Hand sind und 20 Klagen im Skat liegen. Wie war der Spielgang?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königspromenade in voriger Nummer.

Wer nicht das Krümme läßt für grade gelten,
Den trifft das Schelten;
Im meisten aber wird die Menge lästern
Den Gott von gestern.

D. Paef.